

Eduard Mörike, Werke und Briefe. Historisch-Kritische Gesamtausgabe. Im Auftrag des Kultusministeriums Baden-Württemberg und in Zusammenarbeit mit dem Schiller-Nationalmuseum Marbach a.N. hg. von *Hans-Henrik Krummacher, Herbert Meyer, Bernhard Zeller*. Bd. III: *Maler Nolten*. Bd. IV: *Maler Nolten. Bearbeitung*. Bd. V: *Maler Nolten. Lesarten und Erläuterungen*. Hg. von *Herbert Meyer*. Bd. VIII,₁: *Übersetzungen. Text*. Bd. VIII/₃: *Übersetzungen. Bearbeitungsanalysen*. Hg. von *Ulrich Hötzer*. Bd. X: *Briefe 1811–1828*. Hg. von *Bernhard Zeller und Anneliese Hofmann*. Bd. XI: *Briefe 1829–1832*. Hg. von *Hans-Ulrich Simon*. Bd. XII: *Briefe 1833–1838*. Hg. von *Hans-Ulrich Simon*. Bd. XIII: *Briefe 1839–1841*. Hg. von *Hans-Ulrich Simon*. Klett, Stuttgart 1967, 1968, 1971, 1976, 1981, 1982, 1985, 1986, 1988. 414, 393, 275, 496, 581, 581, 757, 684, 646 S., DM 66,-, 66,-, 66,-, 80,-, 100,-, 94,-, 120,-, 110,-, 120,-.

Das Ende der Idylle. Aus Anlaß des vierten Bandes der Briefe in der Historisch-kritischen Gesamtausgabe der Werke Mörikes.

Historisch-kritische Ausgaben können eine Staatsräson haben. Denn zweifellos hat die in der legendären Staufer-Ausstellung kulminierende Dynamik baden-württembergischer Identitäts- und Geschichtspflege wie seinerzeit zur

großen Stuttgarter *Hölderlinausgabe* so auch jetzt für das Projekt Mörike-Ausgabe die Voraussetzungen geschaffen. Als öffentliches Renommierprojekt hat die *Mörike-Ausgabe* vor allem monumental zu sein, braucht an ihrer in der Tat glänzenden Aufmachung und Ausstattung nichts gespart zu werden und muß sie schließlich nur öffentlichen Institutionen erschwinglich sein. Solchen Editionen mit Staatsräson werden besonders bereitwillig Vorurteile entgegengebracht. Sie gelten als große Mausoleen, deren Vollendung unabsehbar ist und die doch uneingeschränkt vom Erscheinen des ersten Bandes an ihre mumifizierende Wirkung ausüben. Auch die *Mörike-Ausgabe* teilt das Schicksal des nur sehr stockenden Fortschreitens solcher Projekte, alle einst verkündeten Zeitpläne sind längst hinfällig geworden. Aber man muß differenzieren: Die Briefbände dieser Ausgabe, dessen vierter (Band XIII der Gesamtausgabe für die Jahre 1839–1841) den unmittelbaren Anlaß zu dieser Besprechung gibt, sind in vergleichsweise zügigem Tempo und gleichmäßigem Rhythmus erschienen (Bd. X: 1982; Bd. XI: 1985; Bd. XII: 1986, Bd. XIII: 1988). Und auch das andere Vorurteil gegenüber den Großausgaben, das ihrer mumifizierenden Wirkung, greift gegenüber diesen Briefbänden so recht nicht. Denn deren genaue Prüfung zeigt, wozu solche Ausgaben und wozu *nur* solche Ausgaben mit ihrem institutionellen Aufwand in der Lage sind, nämlich zu einer an Neuschaffung grenzenden *Wiederherstellung* authentischer Befunde, *Wiederherstellung* ganz im Sinne moderner Denkmalpflege verstanden als Befreiung von Übermalungen und Entstellungen, als Suche nach versteckten Resten und als präzise Abgrenzung von Verlust, Erschließbarem und Nachweisbarem. ‚Denkmalpflege‘ ist, nebenbei bemerkt, sofern sie an Fachwerkhäusern und Bäumen geübt wird, die wohl derzeit populärste Gattung historischer Wissenschaft; es gibt keinen sichtbaren Grund, die editorischen Anstrengungen von dieser Wertschätzung auszuschließen. Die falsche Opposition zur ‚lebendigen‘ Literatur zählt nicht. Ich kenne keine ‚lebendige‘ Auseinandersetzung mit einem Œuvre, die durch eine historisch-kritische Ausgabe behindert oder durch eine desolante Textsituation befördert worden wäre.

Wiederherstellung, so sagte ich, bis an die Grenze der Neuschaffung unseres Mörike-Bildes: was das in den vorliegenden Briefbänden heißt – man kann dabei den neuesten Band nur im Zusammenhang der anderen betrachten – soll (1.) an der *neuen Textsituation* und (2.) an der *neuen biographischen Situation* konkret erläutert werden. Die Beziehung der Briefe auf das *Werk* ist erst über die einschlägigen Kommentarbände angemessen zu beurteilen und bislang nur für den *Maler Nolten* möglich.¹

1. Die neue Textsituation

Das ‚Neue‘ der Textsituation hat mehrere Aspekte. Da sind zum einen die 689 absolut neuen, zum ersten Mal veröffentlichten Briefe, von denen der erste Briefband spricht und deren Zahl sich im Laufe der fortschreitenden Sucharbeiten erweitert haben mag.

¹ Die knappe „Entstehungsgeschichte“ des *Maler Nolten* (Band V der Ausgabe) faßt die wichtigsten Briefaussagen zusammen, die mit dem 9. Dezember 1827 beginnen (vgl. Bd. V, S. 11; Bd. X, S. 493). Die in den Briefen enthaltenen Hinweise auf Mörikes „Ästhetik“ (Bd. XI, S. 369) bleiben dabei naturgemäß unberücksichtigt.

Die Erstveröffentlichungen in Band 13 für die frühe Clevesulzbacher Zeit (1839–1841) geben vor allem wichtige Ergänzungen zu der diesen Lebensabschnitt dominierenden Korrespondenz mit Hartlaub, zahlreiche amtliche Schreiben oder Briefe an Karl Schnitzler mit Einzelheiten zur Arbeit an der *Classischen Blumenlese*. Eine aufschlußreiche Selbstcharakteristik Mörikes steht im Brief an Wilhelm Zimmermann vom 4. März 1839: „Nun bin ich aber wie ein schaallos Ei seit meiner Krankheit [...]. Seit Jahren taue ich für Gesellschaft nicht mehr. [...] Es ist der Alte Handel, daß ich Etwas, das mir nur lieb und angenehm seyn könne, unterlasse, weil, was weiß ich für ein vertrackter Wind im rechten Augenblick entgegensteht“. (Bd. XIII, S. 21)

Neu sind die zahlreichen *erschlossenen Briefe*, von denen oft nur das Faktum rekonstruierbar ist, oft aber auch der Inhalt, weil etwa Mörikes Schwester Luise die Mitteilungen ihrem Tagebuch anvertraut hat oder die Freunde das Gelesene an andere Freunde berichtet haben. In neues Licht rücken zahlreiche bekannte Briefe dadurch, daß sie zum ersten Mal *vollständig* wiedergegeben werden. Diese im einzelnen neuen Textbefunde sind eingelassen in eine vollkommen neue Lesersituation: außerhalb der bekannten, leicht zugänglichen Briefeditionen sind viele Briefe Mörikes an so versteckten und zerstreuten Stellen veröffentlicht worden, daß selbst die Spezialisten zu einem Überblick nicht in der Lage waren. Diese erstmals hergestellte *Kohärenz* des Erhaltenen wird es insbesondere ermöglichen, die Proportionen unseres Mörike-Bildes zu korrigieren. Das Neue dieses Bildes speist sich nicht aus sensationellen Enthüllungen, sondern aus Gewichtsverschiebungen. Die *Dominanzen* an sich vertrauter Momente werden neu zu beurteilen sein. Zwei solcher Dominanzen fallen unmittelbar ins Auge: im Inhalt der Briefe der hohe Grad der *Vertuschung*, im Hinblick auf ihre Form die Herstellung einer eigenen *Textstruktur*.

Für die kräftigen Retouchierungen seines Bildes ist Mörike selbst ebenso verantwortlich wie seine Familie, seine Freunde und seine Verehrer. Schon die Verlustrechnungen des Editors sprechen eine deutliche Sprache. So wollte Mörike, vom ausgeprägten Maskenspiel in einzelnen Briefen einmal abgesehen, das Bild seiner Familie reinhalten von der Kriminalität der Brüder. Die Schwester und ihre Freundin beseitigten, wohl mit Mörikes Duldung, die Zeugnisse über die Maria-Meyer-Affäre. Isolde Kurz schützt ein drastisches Fäkalgedicht Mörikes vor dem Zugriff mit Hilfe der Verschlussnotiz „Poetisches Curiosum und Zeichnung von Mörike vor fremden Händen zu bewahren“ (Bd. XII, S. 487). Dieses Verfahren entspricht durchaus Mörikes eigenem Umgehen der „anstößigen“ Biographie Waiblingers bei der Herausgabe von dessen Werken. Es fällt unter das von David Friedrich Strauß so apostrophierte „würtembergische Pharisäertum“ (Bd. XIII, S. 313), eine besonders resistente Art bürgerlicher Prüderie, von der man noch späte Anwendungen verspürt, wenn der Kommentar des ersten Briefbandes² zur Maria-Meyer-Affäre betulich vom „geheimnisvollen Wesen“ der Kellnerin und von der „aufwühlenden Liebe“ schreibt, „die Mörike im Innersten ergriff“ (Bd. X, S. 380, 381). Das *Geheimnis* der Mary Meyer, die Peregrina-Legende, ist in erster Linie Produkt einer die gesamte Mörike-Korrespondenz prägenden kollektiven Maskierungstechnik, hinter die keine Edition und kein Kommentar mehr

² Der Band ist noch von Bernhard Zeller und Anneliese Hofmann ediert, Hans-Ulrich Simon zeichnet in diesem Band für die Abteilung „Erschlossene Briefe“ verantwortlich. Die folgenden Bände sind die Leistung von Hans-Ulrich Simon. In der Vorbemerkung zu den Erläuterungen im jüngsten Band wird Regina Heppeler als „unentbehrliche Kraft“ erwähnt.

blicken kann. Mit diesem Faktum wird sich die Mörike-Forschung eher auseinanderzusetzen müssen als mit dem gerade nicht mehr sichtbaren ‚ergriffenen Inneren‘.

Was die *Textstruktur* anbelangt, so ist die eigene ästhetische Qualität Möriker Briefe nie umstritten gewesen. Gekannt hat man auch strukturelle Besonderheiten wie die „Musterkärtchen“, eine „eigenständige, fast literarische Mitteilungsform“ (Bd. XI, S. 619), die Mörike aus anekdotischen Erlebnis- und Lektüreberichten entwickelt hat. Unübersehbar wird aber erst jetzt, daß das additive Verfahren der Beilagen und Einschübe, des Musterkartensammelns und der Koproduktion von Misch- oder Gesprächsbriefen³ eine Art Basisstruktur Möriker Briefkunst überhaupt darstellt. Mörike war sich der Besonderheit dieses Strukturprinzips bewußt (vgl. Nr. 46 an Wilhelm Hartlaub, 10. Januar 1840, Bd. XIII, S. 82), und er gibt ihm in zwei bislang unveröffentlichten Briefen auch einen Begriff: die Reflexion, das Schreiben „*ex abrupto*“ (Nr. 101 an Konstanze Hartlaub, 5. April 1841, Bd. XIII, S. 170; Nr. 124 an Familie Hartlaub, 19. August 1841, Bd. XIII, S. 200). Das Bruchstückhafte, der epistolarische Miszellenstil haben demnach für Mörike grundsätzliche Bedeutung, wobei man sich aus Mörikes literarischem Erfahrungsbereich sehr verschiedene Bezugsmöglichkeiten vorstellen kann: Lichtenbergs ‚Sudelbuchmethode‘ ebenso wie den Wahrnehmungsstil der Pressemiszelle oder des historischen ‚Museums‘, die Augenblicksstruktur in der Lyrik oder den Fragmentstil romantischer Gesprächspoese.

Die neue Textsituation am Ende von Band XIII (Briefe Nr. 133–142) verändert den wohl prominentesten Fall einer Beziehung von Brief und Gedicht in Mörikes Werk, die Beschreibung einer Christblume im Brief und die nachfolgenden *Christblumen*-Gedichte. Wo bisher Gegenstandsbeschreibung und -‚bedichtung‘ reduktionistisch nebeneinandergestellt wurden, müssen beide jetzt im sehr komplexen Kontext eines großen Assoziationsfeldes aus Fragmenten betrachtet werden.

2. Die neue biographische Situation

Andeutungen zu vermitteln über das Neue, das die vier Briefbände bereithalten, ist überhaupt nur möglich, weil die Bände selbst in ihrem Apparat das Neue kennzeichnen und philologisch erschließen. Dieser Apparat gehört gewiß zum perfektsten, das diese wissenschaftliche Disziplin hervorgebracht hat. Der vorzügliche Kommentar ordnet Mörikes Briefe in ihren privaten und kulturellen Kontext ein. Er ist eigentlich mehr als ein Kommentar, er bedeutet, mit Verstand gelesen, eine neue Mörike-Biographie.⁴

³ Da diese Textstruktur wieder verwischt wird, wenn Mörikes Anteile an den Mischbriefen isoliert wiedergegeben werden, halte ich die schematische Anwendung des ausschließlich autorenbezogenen Textprinzips für weniger „natürlich“, als es die Erläuterungen tun (Bd. XIII, S. 279). Richtig lesbar wird ein Einschub doch erst, wenn man sehen kann, wohinein eingeschoben wurde. Immerhin ist die Textumgebung in der Ausgabe jeweils so markiert, daß man erkennen kann, wo gegebenenfalls die Rekonstruktionsarbeit ansetzen muß.

⁴ Als begleitende Lektüre ist das Nebenprodukt der Edition zu empfehlen, Hans-Ulrich Simons *Mörike-Chronik* (Stuttgart 1981). Für die Lebensabschnitte, zu denen die Briefbände noch fehlen, leistet immer noch gute Dienste der Katalog der Marbacher Ausstellung *Eduard Mörike 1804 . 1875 . 1975* (1975), ein Vorbereitungsprodukt der Edition.

In der Ermessensfrage der Kommentierungsbefähigung wird man nicht immer zu den gleichen Ergebnissen kommen. „Ein Kutscher namens Hafenkönig war nicht nachzuweisen“ (Bd. XI, S. 395): man ahnt, wieviel kriminalistischer Scharfsinn und wieviel Zeit an diese überflüssige Mitteilung gewendet worden sind. Die Nachricht über London, „die damals größte Stadt Europas, wichtigster Handelsplatz der Erde“ (Bd. XI, S. 478), ist gewiß auf andere Weise entbehrlich als die Information darüber, daß der Oberregisseur Moritz, der Mörikes Festspiel *Das Fest im Gebirge* nicht zur Aufführung brachte, die „letzten 18 Jahre seines Lebens [...] blind und gelähmt“ war (Bd. XIII, S. 538). Umgekehrt bedarf es einer recht aktiven Brockhausbildung, um angesichts der Erklärung, Menzel habe aus Anlaß von Goethes Tod lediglich über „Trund von Goete, das bekannteste Mitglied eines färöischen Geschlechts“ (Bd. XI, S. 648) geschrieben, nicht den Wunsch nach weiteren Erläuterungen zu verspüren. Reichhaltige Informationsquellen werden auch wieder zur Gefahr, die „Familienregisterbücher“ etwa (Bd. XI, S. 378), die den Kommentator gelegentlich dazu verführen, Verwandtschaftsbeziehungen der Mörikes in zu entlegenen Winkeln aufzuspüren.

Diese neue Biographie Mörikes in der Textgestalt des Kommentars besitzt aufregende Züge. Nie ist so massiv das vierfache Elend von Mörikes Existenz dokumentiert worden: die objektive Last des Berufs, die keineswegs hypochondrischen Krankheitszustände, die desolaten Familienverhältnisse, die Armut: das sind die vier Teilmisere, die sich in ihrer wechselseitigen Abhängigkeit verstärken und die ‚Katastrophe Mörike‘ herbeiführen.

Es ist eines der Hauptverdienste von Hans-Ulrich Simons Kommentar, rekonstruiert zu haben, was es heißt, im 19. Jahrhundert Pfarrer in Württemberg gewesen sein zu müssen. Schon die pastoralen Aufgaben im engeren Sinne überstiegen bei weitem das nach heutigen Vorstellungen zu Erwartende: „drei Predigten am Sonntag, Vorbereitungspredigten, Vesperlektionen, Bußtagspredigten (gewöhnlich an jedem vierten Freitag), Betstunden, Taufen, Hochzeiten, Beerdigungen und Konfirmationsunterricht [...]“ (Bd. XI, S. 439), zudem Predigten an zahlreichen heute den Protestanten ganz unbekanntem ‚kleineren Feiertagen‘. In Owen, einer Kleinstadt von ungefähr 1700 evangelischen Einwohnern, in der Mörike Vikarsdienste versah, teilten sich diese Last drei Geistliche, auf Dorfpfarrern, wie Cleversulzbach, waren die Geistlichen mit dieser Predigtlast allein. Die Pfarrer waren kommunale Verwaltungsbeamte, alle Standesamtsangelegenheiten lagen in ihren Händen, sie hatten die Wehrpflichtigen zu ermitteln, sie beaufsichtigten das Schulwesen, sie hatten die Einhaltung der öffentlichen Ordnung zu überwachen, notfalls Abmahnungen auszusprechen, sie hatten Erlasse, zur Einhaltung der Sonntagsruhe, ‚zur Schonung der Singvögel‘ (Bd. X, S. 415) publik zu machen, hatten „Warnungen vor Giftpflanzen, Aufrufe zu Impfungen, Steuertermine und ähnliches zu verkünden und im Verkündbuch festzuhalten“ (Bd. XIII, S. 509). Mörikes gefürchteter Registerschrank für alle seine Verwaltungssachen besaß zwölf Fächer. Hinter Aufschriften wie „Armenwesen“, „Bausachen“, „Sanitätssachen (Hebammen – Leichenschau)“ (Bd. XIII, S. 169) verbergen sich beachtliche Tätigkeitsfelder.

Die Arbeitsbedingungen für diese kirchlichen Stützen von gesellschaftlicher und staatlicher Ordnung waren wenig attraktiv, dennoch herrschte ein ‚Mißverhältnis zwischen der Zahl der Pfarramtskandidaten und der geringen Zahl von Pfarrstellen‘ (Bd. XI, S. 522), was die Kirchenleitung zur unterbezahlten Unterbesetzung der Stellen mit mehr oder minder vogelfreien Anwärtern verführte. Eine Folge war die segensreiche Einrichtung des ‚Anwärterzölibats‘, an der auch Mörikes Verbindung mit Luise Rau gescheitert ist, was immer die

letzten, wieder vertuschten Trennungsgründe gewesen sein mögen. Mörike hat nach vielen erfolglosen Bewerbungen und nach achtjährigem Vikariat auf zwölf verschiedenen Stellen schließlich seine erste feste Pfarre in Cleversulzbach bekommen. Strikt war die Amtdisziplin. Das Gemeinderatszeugnis, Mörike lese gegen die Vorschrift seine Predigten ab, trug ihm konsistoriale Mißbilligung ein (Bd. XI, S. 618); Mörikes Fernbleiben von der Jahresversammlung der Dekanatsgeistlichen und das Versäumnis, zu dieser Disputation keinen schriftlichen Beitrag geleistet zu haben, wurden mit einer Geldstrafe geahndet (Erschlossene Briefe 29, Bd. XIII, S. 260).

Der ‚Vicar of Wakefield‘ oder sein Abglanz in *Dichtung und Wahrheit*, der Sesenheimer Pfarrherr, sind gewiß *nicht* die Modelle für den Schwäbischen Landgeistlichen. Mörike trat seinen harten Cleversulzbacher Dienst mit schwer angeschlagener Gesundheit an. Ärztliche Zeugnisse, übrigens von damaligen Kapazitäten ausgestellt, gibt der Kommentar in reicher Fülle, erschütternd genug ist die von einem heutigen Ärzteteam rekonstruierte Diagnose: Multiple Sklerose (Bd. XII, S. 300f.).

Mit Mörike kamen seine mittellose Mutter und seine Schwester nach Cleversulzbach, aber auch, und das fehlt in den geläufigen Lesarten der Mörike-Legende, zwei seiner Brüder, die nicht dauernd, aber häufig in Cleversulzbach Unterschlupf suchten. Beide, Karl und Adolph,⁵ waren Kriminelle, notorische Betrüger und Erpresser, nicht kaltblütig, sondern aus Labilität und Verzweiflung. Die Versuche zur Schadensbegrenzung und die Haftbetreuung oblagen Eduard, dem offenbar einzig *stabilen* Mitglied dieser Familie. Sicher ist, daß Mörikes Familienbeziehungen viel zu komplex sind, um sie, wie ich es selbst getan habe,⁶ auf einfache Psychostrukturen zu reduzieren, wie etwa die ‚Ehe zu dritt‘.

Die Mutter und die Schwester waren finanziell von Eduard abhängig, die Brüder, nicht nur die straffälligen, verursachten beträchtliche Kosten, dabei gehörte die Cleversulzbacher Pfarre zu den schlecht dotierten. „Große Dürftigkeit“ (Bd. XII, S. 577f.) nannte Mörikes Vorgesetzter im amtlichen Schriftverkehr dessen ökonomische Verhältnisse. Mörike mußte Schulden machen, alte Löcher durch neue stopfen; gottlob ohne jedes Ressentiment schreibt er über seinen „Haus Juif“ Abraham Thalheimer, den „braven Israeliter“ (Bd. XII, S. 182; Bd. XIII, S. 554).

Multiple Sklerose, chaotische Familienverhältnisse und Armut genügen auch für ganz ‚normale‘ Leute, um vor *diesem* Amt in die Knie zu gehen. Mörike ist in die Knie gegangen, und doch zeugt es von Ich-Stärke, daß ihm gelungen ist, aus dieser beruflichen Scheiterung das Dichten herausgehalten zu haben. Konkret gesprochen: er hat seine Amtsführung auf Null reduziert, den Zorn seiner Vorgesetzten mit der gleichzeitigen Opernproduktion der *Regen-*

⁵ Mit der Legende von Karls ‚revolutionärer‘ Laufbahn hatte schon Klaus D. Mörike aufgeräumt: „Karl Mörike, der Bruder des Dichters. Zur Frage seiner ‚demokratischen Umtriebe‘“. In: *Schiller-Jahrbuch* 19 (1975), S. 192–207. Der Kommentar ergänzt und präzisiert aus neuen Dokumenten; neu sichtbar wird die nicht minder trostlose Biographie von Adolph Mörike, vgl. bes. Bd. XII, S. 335.

⁶ *Eduard Mörike: Die Kunst der Sünde. Zur Geschichte des literarischen Individuums*. Tübingen 1978, S. 93.

brüder gereizt und unbeirrt von solchen Turbulenzen an der *Classischen Blumenlese* weitergearbeitet und den zur Amtshilfe bestellten Vikar auch daran mitwirken lassen.

Eine revidierte Autorenpsychologie Mörikes läßt sich mit diesen wenigen Strichen nicht entwerfen. Eines aber ist nach dem Zeugnis der vorliegenden Briefbände nicht mehr zu bestreiten: Cleversulzbach war entschieden *nicht* die Idylle der unausrottbaren Mörike-Legende. Alle Züge dieser Existenz deuten auf eine dörfliche und Mörikesche Variante von ‚Matratzengruft‘. Daß Mörike sich die ‚Idylle‘ erscrieb, ist ein ganz anderes Problem. Die Forschung wird grundsätzlicher und radikaler als bisher Mörikes ‚poetischen Realismus ohne Realität‘ reflektieren müssen.

In einer 1988 erschienenen Literaturgeschichte⁷ wird die Sage von der ‚idyllischen Landpfarre‘, von der ‚gefährdeten Künstlerexistenz‘ und von Mörikes ‚literarischer und persönlicher Idylle‘ weiter kolportiert, während man schon in der *Deutschen Apotheker Zeitung* vom Dezember 1986 über den dritten Briefband lesen konnte, er enthalte „keine Dokumente idyllischen Landlebens, sondern Zeugnisse eines bedrückenden Kampfes ums Überleben“. Die Mörike-Forschung wird da und dort noch einigen Umgang mit der historisch-kritischen Ausgabe pflegen müssen, um gegen die Mörike-Karikatur aus der Literaturgeschichtsschreibung wenigstens die Unbefangenheit der Apothekerzeitung einzutauschen.

Universität Konstanz
Philosophische Fakultät
Fachgruppe Literaturwissenschaft
7750 Konstanz

Gerhart v. Graevenitz

Theodor Fontanes Briefwechsel mit Wilhelm Wolfsohn. Hg. von Christa Schultze. Aufbau-Verlag, Berlin – Weimar 1988. 287 S., DM 16,80.

Seit dem Fontane-Kolloquium der Werner-Reimers-Stiftung in Bad Homburg 1984 hat in der Fontane-Forschung das Interesse am Briefwerk dieses Autors weiter zugenommen. Neben kleineren Editionen in den *Fontane-Blättern* und dem großen Gesamtverzeichnis der Briefe sind seither drei selbständige Briefausgaben erschienen, nämlich der Briefwechsel mit Wilhelm und Henriette von Merckel (vgl. *Arbitrium* 6 [1988], S. 297f.), die Briefe an den Verleger Rudolf von Decker und nun der Briefwechsel mit dem Jugendfreund Wilhelm Wolfsohn, der, mit unterschiedlicher Intensität, in den Jahren 1841 bis 1865 geführt worden ist. Im Gegensatz zu den beiden anderen Editionen bringt die von der Berliner Slawistin und Germanistin Christa Schultze besorgte Neuausgabe dieser Korrespondenz keinerlei neue oder bisher ungedruckte Briefe. Den einzigen Brief Fontanes an Wolfsohn, dessen Handschrift überliefert ist und

⁷ *Geschichte der deutschen Literatur. Kontinuität und Veränderung. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Hg. von Ehrhard Bahr. Bd. 2: *Von der Aufklärung bis zum Vormärz*. Tübingen 1988, S. 480–482.